Zeitschrift: Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 28 (2014)

Artikel: Von der Wohnungs- zur Frauenfrage und zurück : Dora Staudinger und der genossenschaftliche Wohnungsbau im Zürich der 1910er- und 20er-Jahre

Autor: Ammann, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-632433

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruth Ammann

Von der Wohnungs- zur Frauenfrage und zurück

Dora Staudinger und der genossenschaftliche Wohnungsbau im Zürich der 1910er- und 20er-Jahre

From the Housing Question to the Women's Question and back.
Dora Staudinger and Cooperative House Building in Zurich
during the 1910s and '20s

Women were not the main agents of the housing reform movement in Switzerland before and after the First World War. One of the few exceptions was the relatively unknown German activist Dora Staudinger (1886–1964) who moved with her family to Zurich in 1912. She became a member of the steering committee of the cooperative *Allgemeine Baugenossenschaft Zürich* (ABZ), founded in 1916, where she invested great energy as a lecturer and author in recruiting new members and spreading the idea of cooperative housing. Before settling in Zurich she had been an activist in the German women's movement where housing was a vividly discussed issue. The article discusses Staudinger's political activities in Zurich and focuses, firstly on the way that she employed argumentation to convince people, women especially, to become members of the ABZ cooperative and, secondly, on the effects of her claiming, as she did when participating in the German women's movement, that the housing reform movement was intrinsically a women's issue.

Einleitung

«Die Genossenschaftsbewegung ist eine Bewegung der Frauen, mag es so scheinen oder nicht, mögen sie es selbst wissen oder nicht.»[1] Dieses Zitat einer Vertreterin der Genossenschaftsbewegung im Zürich der 1910er- und 20er-Jahre erstaunt. Denn die Genossenschaftsbewegung war weder aus historischer noch aus zeitgenössischer

1 Dora Staudinger, Eine Aufgabe der Frau, in: Neue Wege 1 (1913), S. 30–35.

Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 28, S. 221–238.
© 2014 Chronos Verlag, Zürich, ISBN 978-3-0340-1202-7, ISSN 1664-6460

Perspektive eine Bewegung der Frauen, im Gegenteil.[2] Die Verwunderung über Staudingers Aussage scheint ein guter Ausgangspunkt zu sein, um die Forderungen wohnpolitischer ReformerInnen aus einer Geschlechterperspektive zu lesen.[3] Für diese Perspektive bieten sich die Texte Dora Staudingers an, weil sie Frauen überhaupt erst als Akteurinnen der Genossenschaftsbewegung thematisiert und damit eine bestimmte Geschlechterordnung explizit macht. Darüber hinaus ist es ein Anliegen dieses Beitrags, Staudinger als Genossenschaftstheoretikerin erstmals historisch zu erfassen, was bisher noch nicht unternommen worden ist, obwohl sie in der Literatur durchaus erwähnt wird.[4]

Der Beitrag knüpft an die aktuelle Forschung zur modernen Stadtplanung und Wohnpolitik an, die in den Wohnreformen nicht nur ein Instrument im Kampf gegen die Wohnungsnot sieht, sondern immer auch einen Versuch zur Disziplinierung und Ordnung sowohl der Arbeiterschicht als auch der modernen, unübersichtlich gewordenen Grossstadt.[5] Staudingers Texte lassen sich mühelos als Ausdruck solcher Disziplinierungs- und Ordnungsbemühungen lesen. Die Disziplinierung der Arbeiterschicht funktionierte immer auch über normative Geschlechteranweisungen,

2 Vgl. z. B. Daniel Kurz, «Den Arbeiter zum Bürger machen» – gemeinnütziger Wohnungsbau in der Schweiz, 1918–1949, in: Günther Schulz (Hg.), Wohnungspolitik im Sozialstaat – deutsche und europäische Lösungen 1918–1960, Düsseldorf 1993, S. 285–304, hier 292. 1928 beschwerte sich etwa eine Genossin an der Generalversammlung der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ) über die fehlende Vertretung von Frauen im Vorstand. Archiv der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ Ar.), Ordner Generalversammlung, Prüfberichte und Protokolle 1926–1936.

3 Ich danke Lina Gafner für die enge inhaltliche und redaktionelle Zusammenarbeit in der Schlussüberarbeitung, ohne die die Publikation dieses Aufsatzes nicht möglich gewesen wäre. Für Kommentare zum Vortragskript und zu früheren Versionen des Artikels danke ich ausserdem Sonja Matter und Yves Krüger.

4 Kurz (wie Anm. 2), S. 289; Michael Koch, Daniel Kurz, Mehr als Wohnen. Auf der Suche nach dem neuen Zürich, in: Christoph Durban et al. (Hg.), Mehr als Wohnen. Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich, 1907–2007. Bauten und Siedlungen, Zürich 2007, S. 16–33, hier 21. Das sozialpolitische Engagement von Dora Staudinger ist Gegenstand einer laufenden Dissertation von Ruth Ammann, Berufung zum Engagement? Dora Staudinger (1886–1964), religiöse Sozialistin im Zürich der 1910er und 20er Jahre.

5 Vgl. etwa die Arbeit von Barbara Koller zur Wohnungsfürsorge, die sie als Erziehungsinstrument für die Arbeiterschicht zu bürgerlichem Wohnverhalten versteht: Barbara Koller, «Gesundes Wohnen». Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940, Zürich 1995. Daniel Kurz vertritt die These, dass durch die institutionelle Stadtplanung einerseits die unteren Schichten kontrolliert und diszipliniert, andererseits die als chaotisch wahrgenommene Grossstadt übersichtlich und damit handhabbar gestaltet werden sollte. Daniel Kurz, Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940, Zürich 2008. Zum Zusammenhang zwischen Schutz und Erziehung der Konsumentenschaft vgl. Claudius Torp, Konsum und Politik in der Weimarer Republik, Göttingen 2011. Zur übergreifenden Bedeutung der Ordnungssemantik in der Stadtplanung des 20. Jahrhunderts vgl.: Thomas Etzemüller (Hg.), Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2009; David Kuchenbuch, Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010.

die Frauen in spezifischer Weise betrafen.[6] Unter anderem erfolgte sie, so die These dieses Beitrags, über die Organisation von Räumen, ein Zusammenhang, der in der Forschung zur Stadtentwicklung nur punktuell Beachtung findet.[7] Die Verschränkung von Geschlecht und Raum wird im Folgenden einerseits an den von Dora Staudinger propagierten Wohnungseinrichtungen gezeigt, andererseits an ihren Vorstellungen über die Genossenschaftsbewegung und die Genossenschaftssiedlung als ideelle beziehungsweise konkrete Räume von und für Frauen.

Dora Staudinger (1886–1964): Genossenschaftstheoretikerin und religiöse Sozialistin

Wer sich mit genossenschaftlichem Wohnungsbau im Zürich der Zwischenkriegszeit beschäftigt, stösst immer wieder auf den Namen Dora Staudinger. Zwar widmete die Stadt Zürich der Genossenschaftstheoretikerin 2006 eine Strasse, doch ist über sie selbst wenig bekannt. Ihr Werdegang sei deshalb hier kurz nachgezeichnet.[8] 1913, zum Zeitpunkt des eingangs zitierten Artikels, war die Pfarrerstochter 27 Jahre alt und lebte zusammen mit ihrem Mann und zwei Kindern im Alter von sechs und drei Jahren seit Kurzem in Zürich. Zwei weitere Kinder sollten 1914 und 1916 zur Welt kommen. Hermann Staudinger war 1912 als Chemieprofessor an die ETH Zürich berufen worden. Zuvor lebte die Familie in Strassburg und Karlsruhe, wo Dora Staudinger über ihren Schwiegervater, den Philosophen und Gymnasialprofessor Franz Staudinger, mit der Idee der Konsumgenossenschaften vertraut geworden war. Ausserdem verkehrte sie mit ExponentInnen der Genossenschafts- und der Gartenstadtbewegung in Karlsruhe, die 1912 in Karlsruhe-Rüppurr eine der ersten

6 Vgl. dazu das Standardwerk von Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 99–132.

7 Vgl. z. B. Monika Imboden et al. (Hg.), Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2000; zur «Verhäuslichung der Arbeiterschaft» im Arbeiterwohnungsbau, jedoch unter eigentümlicher Auslassung von Frauen als Akteurinnen in der Wohnungsfrage, vgl. Bruno Fritzsche, Der Transport bürgerlicher Werte über die Architektur, in: Hans-Peter von Aarburg, Kathrin Oester, Wohnen. Zur Dialektik von Intimität und Öffentlichkeit, Freiburg i. Ue. 1990, S. 17–34; Daniel Kurz erwähnt den Zusammenhang immer wieder, bearbeitet ihn jedoch nicht systematisch: Kurz, Disziplinierung (wie Anm. 5); Kurz, Arbeiter (wie Anm. 2).

8 Zur Biografie von Dora Staudinger vgl.: Kurzbiografie bei Peter Aerne, Religiöse Sozialisten, Jungreformierte und Feldprediger. Konfrontationen im Schweizer Protestantismus 1920–1950, Zürich 2006; Ruth Ammann, Staudinger, Dora, in: Historisches Lexikon der Schweiz, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D28319.php (Version vom 13. 5. 2011). Sie wird erwähnt bei Willy Spieler et al., Für die Freiheit des Wortes. Neue Wege durch ein Jahrhundert im Spiegel der Zeitschrift des religiösen Sozialismus, Zürich 2009. Auch existiert eine nicht öffentlich zugängliche Biografie über Dora Staudinger von ihrer Tochter: Klara Kaufmann, Kreuzweg des Lebens. Der weite Lebensbogen unserer Mutter aus der Sicht ihrer Jüngsten, Zürich 1988 (unveröffentlicht).

Gartenstadtsiedlungen erbauten.[9] In der Schweiz wurde sie bald mit Leonhard Ragaz und dem Kreis der religiösen SozialistInnen bekannt, wo sie sich als Publizistin und Kursleiterin intensiv mit der Idee der genossenschaftlichen Organisation von Mietern und Konsumentinnen beschäftigte. 1918 wurde sie in den Vorstand der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ) gewählt, engagierte sich in der Frauenkommission der ABZ und betätigte sich in deren Auftrag als Rednerin und Publizistin. Sie verfolgte die Politik der Konsumvereine in der Schweiz und nahm an Sitzungen des Lebensmittelvereins Zürich teil.[10] Etwa ab 1924 machte sie regelmässige Besuche bei armen Familien, denen sie mit Beratungen und der Erledigung von Korrespondenz zur Seite stand.[11] 1925–1929 führte sie das Sekretariat des Vereins für Mütter- und Säuglingsschutz.[12] Spätestens seit dieser Zeit war sie also mit den Verhältnissen der Zürcher Unterschicht aus eigener Anschauung vertraut. Die hier diskutierten Publikationen stammen jedoch aus den Jahren zwischen 1913 und 1922 und zeigen eine oft sehr bürgerlich geprägte und teilweise idealistische Sichtweise auf die Arbeiterschicht.

1926 wurde die Ehe mit Hermann Staudinger geschieden, nicht zuletzt aufgrund des grossen ausserhäuslichen Engagements von Dora Staudinger. In der Folge erlebte sie einen wirtschaftlichen und sozialen Abstieg und zog sich in den 1930er-Jahren zunehmend aus ihrem öffentlichen Engagement zurück. Nach der Scheidung ihrer zweiten Ehe mit dem Kunstmaler Adolf Mohler 1937 trat sie der Partei der Arbeit bei, näherte sich in den 1940er-Jahren wieder dem religiösen Sozialismus an und wurde in ihren späten Lebensjahren Quäkerin. Sie starb 1964 in bescheidenen Verhältnissen in Wetzikon bei Zürich.

9 So wohnte etwa Hans Kampffmeyer mit seiner Familie einige Wochen bei ihr, bis diese ihre Wohnung in der neu erstellten Gartenstadt beziehen konnte. Vgl. Schweizerisches Sozialarchiv (SSA), Ar 198.11.2, Dora Staudinger, Tagebuch [1912]. Kampffmeyer war ein zentraler Vertreter der Gartenstadtbewegung und hatte die Baugenossenschaft Gartenstadt Karlsruhe 1907 mitbegründet. Er bemühte sich darum, die Idee der Gartenstadt in Frauenkreisen bekannt zu machen. Er regte 1911 den Vortragszyklus und die Publikation *Wohnung und Frau* zur Bekanntmachung der Genossenschaftsidee in den badischen Frauenvereinen an, wo Dora Staudinger u. a. einen Vortrag hielt. Vgl. Badischer Landeswohnungsverein (Hg.), Wohnung und Frau. Fünf Vorträge von Marie Baum, Marie Kröhne, Alice Bensheimer, Dorothea Staudinger und Stadtrat Flesch (Schriften des Badischen Landeswohnungsvereins 1), Karlsruhe 1911. Siehe auch Ulla Terlinden, Susanna von Oertzen, Die Wohnungsfrage ist Frauensache. Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933, Berlin 2006, S. 19, 106.

10 Vgl. SSA, Ar 198.11.2, Dora Staudinger, Tagebuch [1924], verschiedene Einträge.

11 Die Besuche sind erstmals 1924 im Tagebuch von Dora Staudinger erwähnt. Zwischen 1916 und 1924 gibt es jedoch keine Einträge, sodass der Beginn dieser Tätigkeit unklar bleibt. SSA, Ar 198.11.2, Dora Staudinger, Tagebuch [1924].

12 Der Verein für Mütter- und Säuglingsschutz, den die Zürcher Ärztin Ida Hilfiker 1908 mitbegründet hatte, unterhielt in den 1910er- und 20er-Jahren diverse Mütter- und Säuglingsheime in Zürich, wo viele Unterschichtfrauen und Prostituierte mit ihren Kindern unterkamen. Joëlle Turrian, Unterwegs im Netz der Institutionen: Prostituierte in Zürich um 1920, in: Gisela Hauss, Susanne Maurer (Hg.), Migration, Flucht und Exil im Spiegel der Sozialen Arbeit, Bern 2010, S. 125–148, hier 133.

Die Kunst zu wohnen als Arbeit der Frauen

Zürich war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, wie andere Städte in Europa, enorm gewachsen. Die Eingemeindung 1893 machte die Stadt mit einem Schlag zur grössten der Schweiz. Mit einer jährlichen Zuwanderung von 8000 Personen zwischen 1889 und 1898 erreichte das Stadtwachstum ein Ausmass, das vom Wohnungsmarkt nicht bewältigt werden konnte. In der Folge kannte Zürich um 1900, lange vor einer funktionalen Trennung von Wohn-, Arbeits- und Industriequartieren, eine tiefe soziale Segregation zwischen den neu entstandenen repräsentativen Quartieren um den Bahnhof und die Quaianlagen am See und den Arbeiterquartieren im Westen der Stadt mit den Vororten Wiedikon, Aussersihl und Wipkingen. Die Wohnungsfrage, insbesondere die «Arbeiterwohnungsfrage», wurde durch den Druck der Arbeiterbewegung und durch Berichte von Armenpflegerinnen, Pfarrern, Ärztinnen und Statistikern ein «Feld intensivster sozialreformerischer Diskurse», wie der Stadthistoriker Daniel Kurz schreibt.[13] Diese Diskurse, die auch bei Staudinger nachgezeichnet werden können und sich bereits weit vor dem Ersten Weltkrieg entfalteten, wurden nach 1918, als sich die sozialen Spannungen in der Schweiz im Landesstreik entluden und die Wohnungsnot einen neuen Notstand erreichte, zur Grundlage der Wohnungspolitik und der Bautätigkeit in der Zwischenkriegszeit.[14] Sozialpolitiker und Reformbewegung forderten zunehmend neue Formen des Wohnens als Mittel gegen die Wohnungsnot. Damit rückten nicht nur die Hygiene, sondern der gesamte Wohn- und Lebensstil in den Blick. Die städtische Blockrandbebauung, die im zeitgenössischen Diskurs zunehmend mit der verrufenen «Mietskaserne» gleichgesetzt wurde, sollte einer offenen Bebauung weichen und das – wenn auch kleine und schlichte – Einfamilienhaus die beengten und prekären Wohnverhältnisse für Handwerker und Arbeiterschaft verbessern.[15] Diese Zielsetzungen entsprachen zum einen den wohnpolitischen Ideen der Gartenstadt sowie den funktionalistischen Prinzipien des Neuen Bauens und der Bauhausschule in Deutschland. Zum anderen sind sie in den breiteren Kontext einer seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend wissenschaftlich legitimierten Sozial- und Gesundheitspolitik zu stellen.[16]

13 Kurz (wie Anm. 5), S. 47.

14 Kurz (wie Anm. 5); Kurz (wie Anm. 2); Roland Ruffieux, Die Schweiz des Freisinns (1848–1914), in: Ulrich Im Hof et al. (Hg.), Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Basel 2004, S. 639–730, hier 717 f.

15 Vgl. dazu: Kurz (wie Anm. 5); Kuchenbuch (wie Anm. 5), S. 103–110.

16 Zum sozialen Wohnbau vgl. etwa: Clemens Zimmermann, Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik. Die Reformbewegung in Deutschland 1845–1914, Göttingen 1991; Adelheid von Saldern, Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1997, S. 119–192. Zum Konzept der Verwissenschaftlichung vgl. etwa: Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 165–193;

Einer der Pioniere und Förderer des sozialen Wohnungsbaus in Zürich, der Pfarrer und sozialdemokratische Politiker Paul Pflüger (1865–1947), formulierte das Problem des Wohnens 1909 folgendermassen: «Es kommt so viel auf das Interieur, auf die häusliche Einrichtung, auf die Häuslichkeit an. Eben diese Häuslichkeit, dieses freundliche, anheimelnde, traute Heim ist durch die kapitalistische Mietskaserne vielfach zu Grunde gerichtet und zerstört worden. Die Mietskaserne ist schuld, dass die Stadtleute grösstenteils die Kunst zu wohnen ganz verlernt haben.»[17]
Pflüger kritisierte insbesondere das in den unteren Schichten verbreitete Schlaf- und Kostgängertum sowie die häufigen Wohnungswechsel. Beides führte seiner Meinung nach zu einem Mangel an Heimatgefühl und Vaterlandsliebe und trieb die Männer in die Wirtshäuser und in den Alkohol. Während er die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge zwischen dem Wohnen und städtischen Phänomenen wie Alkoholismus und Prostitution herstellt, geht Dora Staudinger in einer Publikation von 1913 darauf ein, was die «Kunst zu wohnen» überhaupt ausmache. In ihrem Artikel über «Die Wohnung», der im *Frauenbuch* von Eugenie von Soden erschien, beschreibt sie die Funktion des Wohnens für die verschiedenen Familienmitglieder und die daraus erwachsenden Aufgaben für Frauen mit Familie.[18] Was bei Pflüger implizit bleibt, formuliert Staudinger aus. Bei ihr wird klar, dass die «Kunst zu wohnen» mit einer Trennung zwischen der Kernfamilie und der übrigen Gesellschaft einerseits und einer Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum andererseits einhergehen musste. Diese Trennung entsprach der Arbeitsteilung im bürgerlichen Familienideal. Staudinger fokussierte ihren Beitrag denn auch auf verheiratete Frauen mit Kindern, während sie die Frage der Wohnung lediger Frauen und Männer nur kurz mit dem Hinweis streifte, dass sich hier die Frage der Haushaltsführung nicht im gleichen Mass stelle. Mit regelmässigen Verweisen auf knappe räumliche und finanzielle Verhältnisse sprach sie insbesondere Frauen der unteren Mittelschicht und der Arbeiterschicht an. Der Text, im Stil der Ratgeberliteratur gehalten, versucht, den Frauen die «Kunst zu wohnen» schmackhaft zu machen und sie von der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Arbeit zu überzeugen. Das *Frauenbuch* von Eugenie von Soden war jedoch nicht nur ein Ratgeber, sondern hatte als Publikation der deutschen Frauenbewegung auch zum Ziel, die moderne Frau mit Wissen und damit Einfluss in ihren Tätigkeitsfeldern auszustatten. Das folgende Zitat aus dem Artikel von Staudinger verdeutlicht den emanzipatorischen Gehalt der Forderung, die Wohnung in Anspruch nehmen zu

Beatrix Mesmer (Hg.), Die Verwissenschaftlichung des Alltags. Anweisungen zum richtigen Umgang mit dem Körper in der schweizerischen Populärpresse 1850–1900, Zürich 1997.

17 Paul Pflüger, Die Wohnungsfrage in ethischer und kultureller Beziehung, Zürich 1909, S. 4.

18 Das dreibändige *Frauenbuch* wurde von Eugenie von Soden, einer deutschen Schriftstellerin und Frauenrechtlerin als «allgemein verständliche Einführung in alle Gebiete des Frauenlebens der Gegenwart» in Deutschland herausgegeben und vereinte Beiträge zu aktuellen Fragen von namhaften Frauen wie Henriette Fürth oder Anna Pappritz: Eugenie von Soden (Hg.), Das Frauenbuch, 3 Bände, Stuttgart 1913–1914.

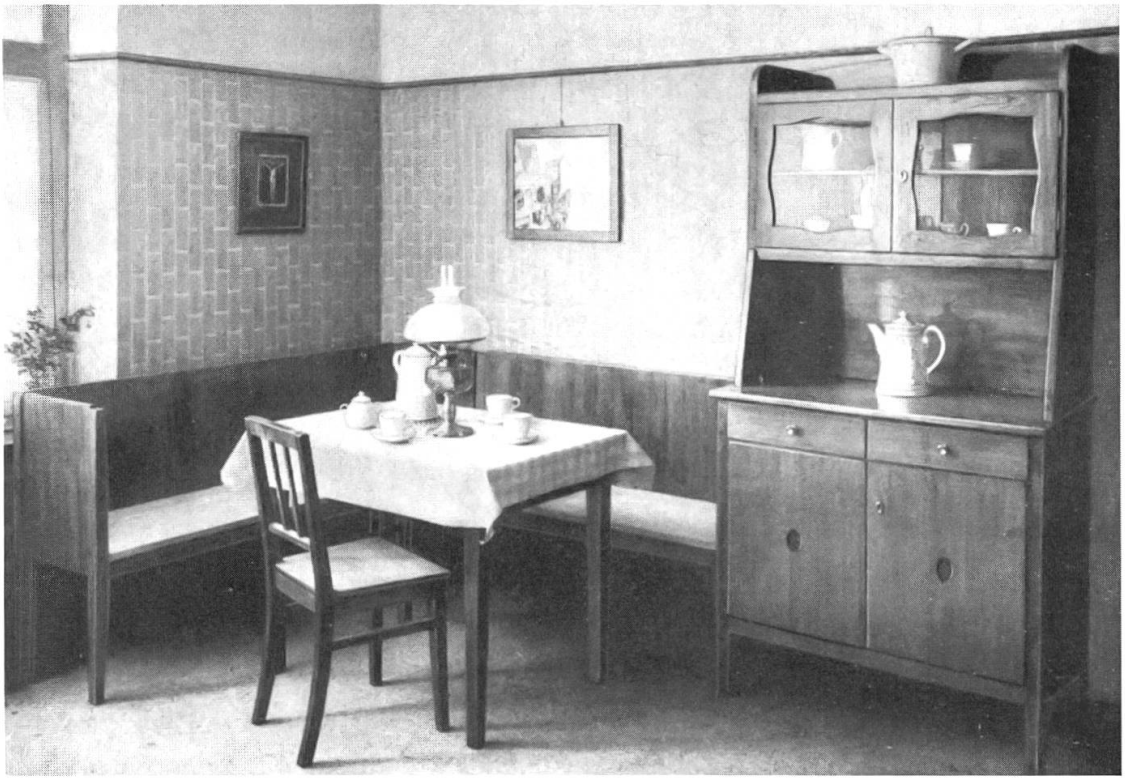

Abb. 1: *Wohnküche, nach einem Entwurf von Max Heidrich, Paderborn. Aus: Staudinger, Die Wohnung, S. 210.*

können, der allerdings mit einer normativen Setzung von Frauen als Ehefrauen und Mütter einhergeht: «Die Väter dürfen uns das nicht verübeln, dass wir [Frauen] zuerst an die Kinder denken; – es ist doch nun leider heute einmal so, dass der Hausvater am allerwenigsten zu Haus ist und am wenigsten Gebrauch von der Wohnung macht; […] wir meinen, die Wohnung ist zu allererst für die da, die sie ständig benutzen: Mutter und Kind.»[19]

Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, war nach Staudinger bei der Wohnungssuche besonders auf die Grösse und die Ausstattung der Küche zu achten: «Dabei möchten wir der Wohnküche ein Wort reden, die jetzt immer mehr sich einbürgert, besonders da, wo kleine und kleinste Einfamilienhäuser gebaut werden. Und sie ist auch nur das, was sie sein soll, wenn sie *jetzt* gebaut wird. Denn nicht die alte Wohnküche der bisherigen Miethäuser meinen wir: die Küche, in der auch gewohnt wird, sondern: die Wohnstube, in der auch gekocht wird (Waschen und Spülen hat in einem kleinen Nebenraum zu geschehen), die durch geeignete Vorrichtungen von Kochdämpfen möglichst freigehalten wird, und die geräumig und luftig genug ist,

19 Dora Staudinger, Die Wohnung, in: Eugenie von Soden (Hg.), Frauenbuch, Bd. 2: Die Frau als Gattin, Hausfrau und Mutter, Stuttgart 1913, S. 183–217, hier 191 f.

um einen erfreulichen und gesunden Aufenthalt zu geben. Ich möchte ihren Wert nicht nur auf die Familien beschränkt sehen, für die es von der grössten Wichtigkeit ist, nur *eine* Feuerstätte haben zu müssen; auch für die Kreise darüber, die sich noch ein zweites heizbares Zimmer gestatten können, hat sie den Vorzug, dass sie ein Zusammenarbeiten und Zusammenleben mit der kochenden und schaffenden Mutter gestattet, und dass sie das Wohnzimmer für den Vater und die grossen Geschwister von allem möglichen Kinderkram freihalten kann.»[20]

Staudinger stellte die Reformidee der Wohnküche im Einfamilienhaus dem ungesunden und falschen Gebrauch der Küche in der Mietskaserne gegenüber. Die Arbeit der Frauen beziehungsweise Mütter stand bei ihr noch sichtbar im Zentrum des Wohnens, anders als in den Wohnkonzepten der 1950er- und 60er-Jahre, in denen die Küche als kleiner, möglichst unsichtbarer Arbeitsraum konzipiert wurde. Das «Schaffen» der Hausfrau und Mutter sollte im Familienkreis stattfinden, deshalb war für ihren Wirkungskreis ein eigenes Zimmer, die Wohnküche, zu reservieren. Diese war jedoch, wenn möglich, vom Bereich der Erholung der ausser Haus tätigen Familienmitglieder zu trennen. Wo kein Platz für ein eigenes Wohnzimmer war, schlug Staudinger das Einrichten einer «Sofa-Ecke» vor, ein Arrangement, das auch von Otto Streicher, dem Architekten der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ) zu Beginn der 1920er-Jahre in seinen Grundrissen von Einfamilienhäusern verwendet wurde.

Dora Staudinger bekämpfte jedoch die «gute Stube» als Abklatsch des Salons in der grossbürgerlichen Wohnung, der primär repräsentativen Zwecken diente. Die «gute Stube» der unteren Schichten fresse nur unnötig Platz. Vielmehr sollte das Wohnzimmer oder die «Sofa-Ecke» nicht, wie die «gute Stube», den Gästen vorbehalten, sondern «allgemeiner Wohnraum» sein, «wo die Mutter sich einmal zurückziehen kann zur Erholung und Besinnung, [der] nach des Tages Arbeit den Erwachsenen als wohltätiger Aufenthalt dient».[21] Auch den Kindern sollte noch in der engsten Wohnung eine Spielecke eingeräumt werden, wo sie «herrschen» dürften und nicht nur geduldet seien, nur so könne die Wohnung dem Kind bieten, was es zu seiner gesunden Entwicklung brauche.[22] Solchen Ansprüchen an die Kunst zu wohnen konnte die Hausfrau und Mutter gerecht werden, indem sie die Räume einzelnen Familienmitgliedern und deren Bedürfnissen zuwies und entsprechend ausstattete: jedes Zimmer hatte einen genauen Zweck für eine klar umrissene Personengruppe zu erfüllen. Selbst wenn mehrere Tätigkeiten gleichzeitig in einem Zimmer verrichtet wurden, war auf die Einrichtung von «Ecken» für die je verschiedenen Bedürfnisse zu achten.

20 Stauding (wie Anm. 19), S. 191, Hervorhebung im Original.
21 Ebd., S. 203.
22 Ebd., S. 189–192.

Abb. 2: *Sofa-Ecke, nach einem Entwurf von Max Heidrich, Paderborn. Aus: Staudinger, Die Wohnung, S. 192.*

Diese Raumorganisation und klare Raumzuordnung sticht ins Auge. Hier zeigt sich, dass Staudinger funktionalistischen Prinzipien folgte, wenn sie die Wohnräume den spezifischen Bedürfnissen der BewohnerInnen zuordnete. Die Raumordnung überlagerte sich mit der sozialen Ordnung der bürgerlichen Kleinfamilie, die auf einer geschlechtlichen Arbeitsteilung fusste. In einem Raum, der den Bedürfnissen einer spezifischen, kleinen, familiären Gruppe entsprach, konnte schliesslich so etwas wie Intimität entstehen.[23] Die eigene Wohnung wurde zum Privatraum, dessen Nutzung der Kernfamilie vorbehalten war. Für Kost- und Schlafgänger oder für eine repräsentative «gute Stube» war in den Reformwohnungen kein Platz vorgesehen – ebenso wenig wie für ledige Frauen und Männer. Während die soziale Idee hinter der funktionalistischen Raumzuteilung also die individuelle Bedürfnisbefriedigung und die Herstellung von Intimität ermöglichte, wirkte sie gleichzeitig disziplinierend und ordnend.

Indem sie für die Aneignung der Wohnung zuständig waren,[24] spielten Frauen in den Reformvorstellungen Staudingers eine zentrale Rolle. Durch die Aneignung von Raum über ein spezifisch bürgerliches Modell der geschlechtlichen Arbeitstei-

23 Zur Herstellung von Intimität durch die Architektur des Arbeitereinfamilienhauses vgl. Fritzsche (wie Anm. 7), S. 30–33.

24 Zum Begriff der Raumaneignung vgl. Bruno Fritzsche, Stadt – Raum – Geschlecht. Entwurf einer Fragestellung, in: Imboden (wie Anm. 7), S. 19–27.

lung wurden sie nicht nur für einen Prozess zuständig, der mit der Disziplinierung unterer Schichten beschrieben werden kann. Vielmehr sollten sie die Umdeutung des Wohnraums zu einem Privatraum leisten,[25] was für die Frauen ambivalente Konsequenzen mit sich brachte: Einerseits implizierte diese Zuständigkeit, zumindest für die unteren Schichten, einen zusätzlichen Aufgabenbereich, der im Gegensatz zum Angebot von Kost und Logis den Frauen kein Geld einbrachte und sie damit noch abhängiger von einem männlichen Hauptverdiener machte. Andererseits verfügten Frauen durch diese Arbeit über die Möglichkeit, im Bereich des Wohnens und Lebens auf die räumliche und soziale Ordnung Einfluss auszuüben. deshalb versuchte Dora Staudinger den Einfluss von Frauen auch ausserhalb der familiären vier Wände geltend zu machen: sie sollten als Genossenschafterinnen in den Baugenossenschaften aktiv werden.

Die Siedlung als geordnete Gemeinschaft

Als Vertreterin der ABZ hielt Dora Staudinger verschiedene Referate, um die Idee der Baugenossenschaft zur Lösung der Wohnungsnot bekannt zu machen. In einem dieser Referate mit dem Titel *Unser Kampf gegen die Wohnungsnot,* sprach Staudinger die in ihren Augen wichtigsten GegnerInnen der Genossenschaftsidee einzeln an: die Sozialisten, das Bürgertum und die Frauen. Rhetorisch und strategisch geschickt verband sie ihre Analyse der ökonomischen Zusammenhänge auf dem Wohnungsmarkt, die Strategie der Baugenossenschaften im Kampf gegen die Wohnungsnot und das politische Ziel der Genossenschaftsbewegung mit den jeweiligen Partikularinteressen der drei Gruppen.
Sie zeichnete die Genossenschaftsbewegung als Kraft der sozialen Veränderung, die im Gegensatz zu den Gewerkschaften nicht nur die Arbeits- und Lebensbedingungen der ArbeiterInnen verbesserte, sondern an einer neuen wirtschaftlichen Ordnung baue. Sie ermögliche es, die Produktionsmittel selbst zu besitzen und Kapital, Boden und Häuser der Spekulation zu entziehen. Dies führe zu einer Umkehr der Machtverhältnisse, denn «auch die Wohnungsnot [wird] nicht eher verschwinden, als bis das ‹Wohnenmüssen› der Einen nicht mehr eine Gelegenheit zum Profitmachen für die Anderen ist».[26] Für sie bildeten gemeinschaftlicher

25 Die Nutzung der Wohnung als Privatraum ging gleichzeitig mit verstärkten Bemühungen einher, das Vorgehen in den Wohnungen von Arbeiter- und Unterschichtsfamilien zu kontrollieren, etwa durch Wohnungsinspektionen oder Wohnungsfürsorge. Gerade in genossenschaftlichen Siedlungen verband sich Solidarität mit Disziplin. Neben der sozialen Kontrolle in der Siedlung war eine systematische Überwachung der sachgemässen Nutzung der Wohnung durch Hauswarte oder Inspektorinnen üblich. Vgl. dazu: Koller (wie Anm. 5); Kurz (wie Anm. 2).

26 Dora Staudinger, Unser Kampf gegen die Wohnungsnot, in: ABZ (Hg.), Unser Kampf gegen die Wohnungsnot, Zürich [1919], S. 3–14, hier 5.

Bodenbesitz und genossenschaftlich organisierter Hausbau das «Fundament, das zu einer sozialen Neugestaltung unserer Wirtschaft unerlässlich ist».[27] Staudinger vertrat damit die Vorstellung einer Genossenschaft, die nicht nur zur Selbsthilfe, sondern zur Verwirklichung eines politischen Anspruchs geschaffen wurde. Diesen Anspruch machte sie sowohl den Sozialisten als auch den Bürgerlichen deutlich und legte die Anschlussfähigkeit der genossenschaftlichen Idee für beide Seiten dar: für die Sozialisten, weil die Genossenschaften das Wirtschaftssystem und die Besitzverhältnisse grundlegend veränderten, für die Bürgerlichen, weil sie sich so an einem reformierenden und friedlichen Umbau der Wirtschaft beteiligen konnten. Schliesslich wandte sich Staudinger an die Frauen: «Ich frage die *Frauen*. Ihr leidet nicht nur am meisten unter den heutigen Verhältnissen, euch grüsst die Befreiung nicht nur am lichtesten, ihr findet in dieser Bewegung auch einen ganz besonders wichtigen und schönen Aufgabenkreis. Wer könnte wohl besser in einer solchen Vereinigung mitarbeiten als ihr, die ihr wisset, was zu einem Heim nötig ist? Wer könnte wohl besser als ihr für die Weiterentwicklung, für das Gemeinschaftsleben in der Wohngenossenschaft, für die Pflege der Wohnungen, für die dort lebenden Kinder sorgen? Wollt ihr für euch arbeiten, für eure Schwestern und eure Kinder, *so helft bei der Baugenossenschaft.*»[28]

Die Frauen sprach Staudinger als Gruppe gesondert an, offenbar weil sie von deren gleichgültiger bis ablehnender Haltung gegenüber der Genossenschaftsidee ausging.[29] Sie sprach diese aber nicht in erster Linie als Ehefrauen an, sondern als Hausfrauen und Mütter, die sich durch ein politisches Engagement in der Genossenschaftsbewegung gar als Schwestern fühlen konnten. Aufgrund ihrer Arbeit im Haushalt und als Erzieherinnen machte Staudinger sie zu Expertinnen für die Wohnungsfrage. Sie sollten ihr Wissen in der Organisation der Familienwohnung einbringen und so das Leben in der Wohngenossenschaft prägen: als Erzieherinnen der Kinder, als Pflegerinnen der Wohnungen und als jene, die dem Leben in der Genossenschaftssiedlung den Gemeinschaftssinn gaben. Dennoch stellte dieses Expertentum nicht infrage, dass Frauen zwar für die Aneignung von Räumen, nicht jedoch für die Produktion derselben zuständig waren. Diese Abgrenzung spiegelt sich auch im Tonfall des Referats: während Staudinger die Machtverhältnisse im Zusammenhang mit der Wohnungsnot in einem ökonomischen Vokabular analysiert, nimmt sich die hier zitierte Passage an die Frauen betont familiär aus.

27 Ebd., S. 7 f.

28 Ebd., S. 12, Hervorhebung im Original.

29 Dabei ging es sicherlich auch darum, Ehefrauen von potenziellen Genossenschaftern von der Idee zu überzeugen, um sie dem Engagement ihrer Männer gegenüber toleranter zu machen. Zu dieser Problematik in der Sozialdemokratie vgl. Annette Frei, Rote Patriarchen. Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation in der Schweiz um 1900, Zürich 1987.

Mit der Überwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erhoffte Staudinger sich die «Gesundung des Familien- und Gesellschaftslebens» und umgekehrt.[30] Als religiöse Sozialistin und als Wohnreformerin zog sie zwischen den ökonomischen und den «sittlichen» Verhältnissen keine Trennlinie, sondern stellte beide Aspekte in einen engen Zusammenhang. Die Veränderung der sozialen wie der moralischen Verhältnisse sollte im Hier und Jetzt beginnen. Die Realisierung neuer Wohnungen durch Genossenschaften wie die ABZ war dabei ein erster, konkreter Schritt, der mit einer Erneuerung des Innenlebens seiner Mitglieder einhergehen sollte.
In all ihren Texten verweist Dora Staudinger immer wieder darauf, dass Frauen die Fähigkeiten, die es für die genossenschaftliche und moralisch feinere Lebensform brauche, bereits aus ihrer Arbeit als Mütter und Hausfrauen mitbrächten: Erziehen, Sorgen, Lieben, Dienen und wenn nötig auch Schlichten.[31] Was das «Leben drinnen in der Familie» angenehm und bedürfnisgerecht machte und worüber Mütter und Hausfrauen Bescheid wussten, sollte in der Gemeinschaft, im «Leben draussen», Gültigkeit erlangen: Intimität, Zusammengehörigkeitsgefühl und Verständnis füreinander.[32] In der Rhetorik der politischen Mobilisierung konnten diese Werte nur für die ganze Gesellschaft gültig werden, wenn sich auch die Frauen der Genossenschaftsbewegung anschlossen und, neben der Selbsthilfe, am politischen Ziel einer genossenschaftlichen Wirtschaftsordnung arbeiteten: *«Wärme* in [das] Leben [der Hausfrauen] hinein trägt doch erst das Bewusstsein, diese Selbsthilfe nicht allein und vereinzelt zu üben, sondern mit allen Gleichgesinnten und Gleichgestellten vereinigt zu sein im gleichen Streben, anderen zu dienen durch eigene Treue am gemeinsamen Unternehmen. Wie ein Band schlingt sich diese Organisation um die sonst so vereinzelt dastehenden Hausfrauen, wie ein Band verbindet sie das stille Leben und Arbeiten der Hausfrau mit dem Leben ausser dem Hause, dem sie so leicht fremd und gleichgültig gegenüber stand; mit dem Streben und Hoffen der Männer, mit den Ereignissen des Wirtschaftslebens, mit dem stillen und stetigen Kommen einer feineren und besseren Moral.»[33]
Ob es die hier beschriebene Konsumgenossenschaft oder die Wohnbaugenossenschaft war, für Staudinger verband die politische Gesinnung und genossenschaft-

30 Staudinger (wie Anm. 26), S. 12.
31 Das Frauenbild, das hier vertreten wird, entspricht dem, was Michelle Perrot als «die Frau als zivilisatorische Macht» bezeichnet hat, eine Vorstellung, die im 19. Jahrhundert stark vertreten wurde und den Frauen Macht durch die «Betonung der erzieherischen Funktion der Frau gegenüber dem Kind» zuschrieb, wobei die «beherrschende Figur der Mutter [...] tendenziell alle anderen Frauengestalten in sich auf[saugt]». Vgl. Michelle Perrot, Die Frauen, die Macht und die Geschichte, in: Alain Corbin et al. (Hg.), Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich?, Frankfurt 1989, S. 225–248, hier 226 f.
32 Vgl. auch Dora Staudinger, Genossenschaft und Familie, Basel 1922 (Separatdruck aus dem Genossenschaftlichen Volksblatt), S. 5 f.
33 Staudinger (wie Anm. 1), S. 33.

liche Mitarbeit die Haus- mit der Gesellschaftsarbeit. Die Genossenschaftsbewegung bedurfte des Gemeinschaftssinns, der es nach Staudinger erst ermöglichte, den im Kapitalismus und täglichen Überlebenskampf erworbenen Egoismus zu überwinden. Den Frauen kam die Aufgabe zu, die Werte des «familienhaften Gemeinschaftslebens»[34] zu vermitteln: sie sollten neue Mitglieder werben, diese zu überzeugten GenossenschafterInnen erziehen und Konflikte schlichten.[35] Genereller gesprochen, waren sie für die (soziale) Ordnung in der Bewegung und in der Siedlung zuständig.[36]

WohnreformerInnen wie Staudinger bevorzugten die Gartenstadt-Siedlung ausserhalb der Grossstadt. «Das Einfamilienhaus, der Garten, das genossenschaftliche Wohnen – das alles ist dort besser zu verwirklichen», schrieb Staudinger.[37] Mit der Idee der Gartenstadt sollten verschiedene Aspekte der sozialen Frage gelöst werden: die Umgebung sollte grün und weiträumig sein, insbesondere für die Kinder, die Ernährung konnte durch den Unterhalt eines Gemüse- und Obstgartens verbessert und die Familienväter sollten durch die Gartenarbeit vom Wirtshausbesuch abgehalten werden. Die Gartenstadt war das Gegenbild zur dunklen, engen, unübersichtlichen und ungesunden Grossstadt, sie war ein Mittel zur Herstellung einer architektonischen und sozialen Ordnung.[38] Die Disziplinierung der modernen Stadt durch die Siedlungsarchitektur der Gartenstadt liest sich ähnlich wie die Anweisungen an die Frauen, Hausfrauen und Mütter zu sein und damit Ordnung in die Familie und die Familienwohnung zu bringen. Diese Verschränkung wird etwa in der Bedeutung des Gartens für die Idee der Genossenschaftssiedlung und das Zusammenleben der Familie deutlich, wie sie Staudinger in ihrem Artikel im *Frauenbuch* beschreibt: «Gartenarbeit für die Hausfrau und für die Mutter, Gartenarbeit für die kleinen und grossen Kinder, – das bringt vergangene schöne Zeiten wieder zurück. Dass hier eine Arbeit sich bietet, bei der Mutter und Kind nicht nur nicht getrennt sind, sondern sogar erst recht bei Arbeit in frischer Luft und schöner Umgebung vereint sind, dass Gartenarbeit, wenn sie geleitet wird von einer rechten Mutter, für ein Kind Grundlage werden kann zu allem, was es vom

34 Staudinger (wie Anm. 32), S. 7.

35 Ebd., S. 19.

36 Dora Staudinger, Die Frau in der Gemeinschaft, in: Neue Wege 16 (1922), S. 475–488.

37 Staudinger (wie Anm. 26), S. 12. Dorothea Fischer-Leonhardt setzt sich in ihrer reich bebilderten Publikation Die Gärten des Bauhauses. Gestaltungskonzepte der Moderne, Berlin 2005, u. a. mit dem Stellenwert von Einfamilienhaus und Garten in der funktionalistischen Architektur auseinander.

38 Das Konzept der Gartenstadt geht auf den Engländer Ebenezer Howard zurück, der darunter eine autarke Siedlung mit Fabriken, Kulturangebot und im Grünen liegendem Wohnraum verstand, wo er gemeinschaftlichen Bodenbesitz, Arbeitsplätze, tiefe Mieten und Gemeinschaftseinrichtungen umsetzen wollte. In Deutschland und der Schweiz wurden hingegen unter Gartenstädten meist städtische Vororte zum Wohnen verstanden. Vgl. dazu: von Saldern (wie Anm. 16), S. 54–57; Kuchenbuch (wie Anm. 5), S. 103–110.

Leben zu lernen und zu beobachten hat, – vom Zählen, Kennenlernen der Farben bis zum wichtigsten: der sexuellen Aufklärung, – das ist der Grund, warum wir allen Müttern das Suchen nach einem Garten raten, wenn sie ihr Heim wieder zur rechten Erziehungsstätte machen wollen.»[39]

Auffällig an diesem Zitat sind die progressiven Ansprüche an die umfassende, auch sexualwissenschaftliche Erziehung der Kinder, die gleichzeitig mit einem nostalgischen Blick zurück auf eine vermeintlich heile Zeit vor der Trennung von Wohnen und Arbeiten formuliert werden, wie dies für die Reformbewegungen der Zeit typisch war. Diese Ambivalenz tönt auch bei Pflüger an, wenn er das «traute Heim» beschwört, das durch die Mietskaserne «zu Grund gerichtet und zerstört worden» sei. Doch während Pflüger den Verlust des Heimatgefühls, der Vaterlandsliebe und der Häuslichkeit betonte, legitimierte Staudinger ihre Ideen immer auch mit der Suche nach einer «neuen Welt», wie in der folgenden Beschreibung einer Genossenschaftssiedlung in einem Referat für die ABZ: «Man wandere einmal durch die Siedlungen einer Baugenossenschaft, wo Häuslein an Häuslein und Garten an Garten sich reiht, wo die Väter nach Feierabend mit ihrer Familie den Garten bebauen, wo die Mutter glücklich ist im eigenen, wenn auch noch so kleinen Heim, wo die Kinder in Luft und Sonne, in Gesundheit, Natürlichkeit und Freiheit aufwachsen können – und man lasse sich das durch den Gedanken verschönen, dass diese neue Welt aus eigener Kraft entstanden ist, und dass es sich wirklich um ein Stück *neuer* Welt, vom Kapitalismus befreiter Erde handelt –, wenn man das alles vor Augen hat, dann sinken wohl kleine Bedenklichkeiten und egoistische Einwände in nichts zusammen.»[40]

Der Garten ist bei Staudinger eine Erweiterung des familiären Raums in die «Natur», wo Frauen einerseits für die Nahrungsmittelversorgung arbeiten, andererseits ihren Kindern die Welt zeigen und erklären sollen. Er ist der Garant für eine kindergerechte Erziehung durch die Mutter. Gleichzeitig spielten die Gärten in der Siedlungsöffentlichkeit der Gartenstadt eine prägende Rolle. Ihre repräsentative Rolle wird im zweiten Zitat dadurch unterstrichen, dass es nun Männer sind, die den Garten mit ihrer Familie bebauen, und die Arbeit der Frauen in der Aussensicht auf die Siedlung aus dem Blick gerät: diese sind glücklich über das eigene Heim, und die Kinder wachsen auf, ohne dass ihre Erziehung durch die Mutter Erwähnung findet.

Die Siedlungsöffentlichkeit erscheint mit dem Einblick in Gärten und Familienhäuschen nicht nur als ausserhalb der chaotischen und gefährlichen Grossstadt liegend, sondern auch als ein Raum ausserhalb der heterogenen Gesellschaft, ein halböffentlicher Ort der Vergemeinschaftung von Familien. Wenn wir uns den Siedlungsgrundriss einer Gartenstadt am Beispiel der zeitgleich erbauten Siedlung

39 Staudinger (wie Anm. 19), S. 191.

40 Staudinger (wie Anm. 26), S. 11, Hervorhebungen im Original.

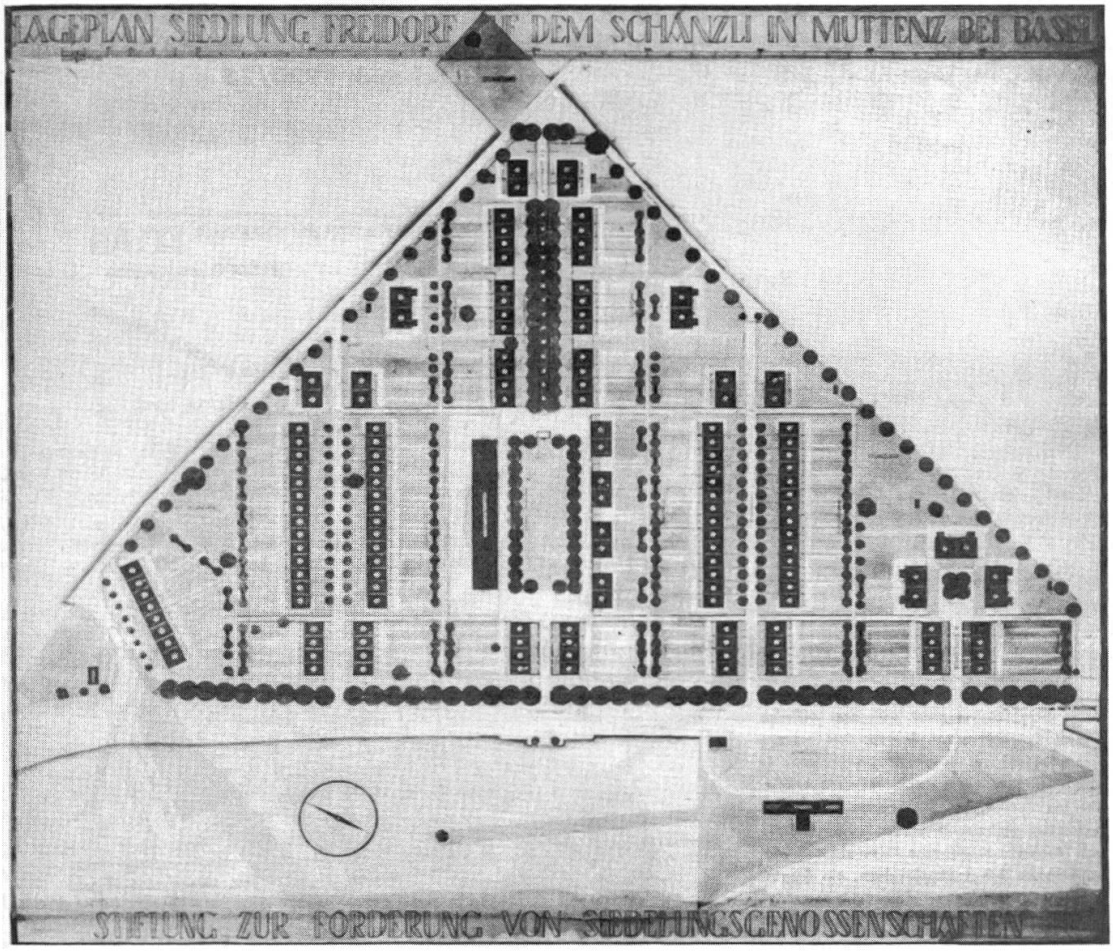

Abb. 3: *Siedlungsgrundriss Freidorf auf dem Schänzli in Muttenz, endgültige Planfassung 1919. Aus: Koch, Städtebau in der Schweiz, S. 143.*

Freidorf in Muttenz bei Basel anschauen und dazu die Beschreibung von Staudinger im Ohr behalten, verstärkt sich dieser Eindruck noch (Abb. 3).
Die Gartenstadt-Siedlung Freidorf in Muttenz bei Basel wurde 1919/20 vom Architekten Hannes Meyer auf Initiative des Verbands Schweizerischer Konsumvereine (VSK) erbaut. Die Anlage präsentiert sich als durch Bäume und Strassen abgeschlossener Raum, der sich um das Genossenschaftshaus mit vorliegender Grünfläche gruppiert. Genau wie in der Beschreibung Staudingers sind die Reihenhäuser mit ihren Gärten bestimmend für das Bild: das Haus und der Garten bilden die «Bausteine» der Siedlung, die zu Reihen und Wohnhöfen zusammengestellt worden sind. Meyer wollte damit den Aufbau der Lebensgemeinschaft nachbilden, von der Familie als kleinster Einheit über die Nachbarschaft zur Gemeinde. Schmale Gartenwege ersetzen Verkehrsstrassen,[41] kleinere Grünflächen dienen als

41 Zur Quartier- oder Wohnstrasse vgl. Kurz (wie Anm. 5), S. 204: «Die funktionale Differenzierung

Spielplätze für die Kinder. Die klare Gliederung der Siedlung stellte Meyer der «Vielgestaltigkeit zeitgenössischer Stadtbilder» entgegen.[42]
Hier wird die funktionalistische Ordnung des öffentlichen Raums beziehungsweise der Stadt deutlich. Die Räume sind klar strukturiert und werden verschiedenen Bedürfnissen der BewohnerInnen zugeschrieben. Darüber hinaus gibt es wenig öffentlichen Raum: die Quartierstrassen sind kleine Zubringerwege, auf denen sich nur begegnet, wer dort wohnt. Michael Koch schreibt über Muttenz: «Das Freidorf ist eigentliches Fanal für die Erneuerung der Welt im Siedlungsmassstab: Wohnungsbau ist Lebensbau.»[43] Den als Arbeit unsichtbaren Lebensbau in dieser Siedlung hatten, analog zur Familienwohnung, Frauen zu leisten. Sie sollten in ihr ein Gemeinschaftsleben ermöglichen, eine Siedlung mit «allen Gleichgesinnten und Gleichgestellten» schaffen. Die Erziehung der Kinder im Garten und der Aufbau der Gemeinschaft in der Siedlung gehörten als Aufgaben für die Erneuerung der Gesellschaft zusammen. Damit ging die Idee der Überwindung des Kapitalismus in der Genossenschaftsbewegung mit einer Privatisierung von Räumen einher: ganze Quartiere am Rand der Stadt sollten einer anderen, privateren und damit vertrauteren, heimeligeren Gesellschaftsform angehören, die jener des familiären Zusammenseins in der Kernfamilie ähnelte. In der Gartenstadt-Siedlung wurden die Räume nach den Bedürfnissen der Familien zugewiesen. Sie war ein Ort der Erholung für die Männer und der Arbeit für die Frauen, eine Zone nichtkapitalistischer, aber auch nichtöffentlicher oder nichtallgemeiner Gesellschaftsformen, ein Ort, den nicht eine gesellschaftliche, sondern eine spezifische gemeinschaftliche Logik gestalten sollte,[44] eine Logik, die eine klare geschlechtliche Arbeitsteilung nach bürgerlichem Vorbild implizierte.

Fazit: Von der Wohnungs- zur Frauenfrage und zurück

Dora Staudinger erklärte die Wohnungs- zur Frauenfrage – doch was geschah dabei mit der Wohnungsfrage? Durch die Bedeutung, welche die Reformbewegung den «inneren Werten der Familie» oder der «Kunst zu wohnen» in der Bekämpfung der Wohnungsnot beimass, konnte die Wohnung als Arbeits- und Lebensbereich

in Verkehrs- und Wohnstrassen war eine Innovation aus der Gartenstadtbewegung. […] Wohnstrassen machten nur Sinn, wenn im Voraus eine Bebauung mit kleinen Häusern und eine Nutzung als reines Wohnquartier feststanden.»

42 Michael Koch, Städtebau in der Schweiz 1800–1990. Entwicklungslinien, Einflüsse und Stationen, Zürich, Stuttgart 1992, S. 142–143.

43 Ebd., S. 142.

44 Ferdinand Tönnies, der den Begriff der Gemeinschaft demjenigen der Gesellschaft gegenüberstellte, war selbst stark mit der Genossenschaftsbewegung verbunden. Vgl. etwa seine Publikationen in: Konsumgenossenschaftliche Rundschau, 10. 8. 1918 und 20. 2. 1932; Ders., Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, 2. Aufl., Berlin 1912.

von Frauen überhaupt erst als privat bezeichnet werden – dies im Gegensatz zur repräsentativen Wohnung mit Salon der oberen Schichten oder zur Mietskaserne mit Untermietern, Kost- und Schlafgängerinnen der Unterschichten. Den Frauen fiel die Aneignung des Raums als Familienraum zu, die Zuordnung und Gestaltung der Räume, die sich nach den Bedürfnissen der verschiedenen Mitglieder der Kernfamilie zu richten hatte.

Dora Staudinger machte die Arbeit der Frauen in der Wohnidee sichtbar, während diese bei Paul Pflüger unbenannt blieb. Doch ähnlich wie bei Pflüger, der die negativen Folgen beschrieb, wenn die «Kunst zu wohnen» nicht beherrscht wurde, zeigt sich auch bei Staudinger, welcher Culpabilisierung Frauen, insbesondere der Unterschicht, ausgesetzt waren, die sich nicht als Hausfrauen und Mütter disziplinieren liessen. Obwohl Dora Staudinger die Ermächtigung der Frauen durch ihr Wissen als Hausfrauen und Mütter in den Vordergrund stellte, war dieses Wissen ein normativer Anspruch an potenziell alle Frauen. Und spätestens wenn es um die Repräsentation der Siedlung ging, wurde die zuvor sichtbar gemachte Arbeit der Frauen auch bei Staudinger unsichtbar – ihnen blieb nur das Glück im eigenen Heim. Diese Zuständigkeiten spiegeln sich im Vorstand der ABZ wider. Während die Frauen nicht zu den Gründerinnen der Genossenschaft gehörten, nahmen sie ab 1920 in deren Vorstand Einsitz. Dora Staudinger war eine von drei Frauen, die im siebenköpfigen Vorstand vor allem die Basisarbeit erledigten. Mit dem Beginn der Bauphase zogen sich die Frauen aus dem Vorstand zurück. Für die Bearbeitung spezifischer Frauenfragen bildete sich Ende der 1920er-Jahre eine Frauenkommission, die im Vorstand allerdings nur eine beratende Funktion einnahm.[45]

Um auf die Verwunderung über das Zitat von Dora Staudinger ganz zu Beginn dieses Beitrags zurückzukommen: die Genossenschaftsbewegung scheint insofern eine Bewegung der Frauen gewesen zu sein, als sie massgeblich von Frauen mitgetragen wurde und die ReformerInnen auf deren Wissen und Mitarbeit bauten. Doch in der Repräsentation der Bewegung finden sich Frauen höchstens am Rand. Die Frauenfrage, die Staudinger mit der Wohnungsfrage verknüpfte, blieb eine Frage der Mitarbeit an der Neuordnung von Räumen und an der Bildung einer Gemeinschaft. Analog zur Raumzuteilung im genossenschaftlichen Einfamilienhaus wurden die Siedlungsräume mit den Gärten, dem Genossenschaftshaus, den Grün- und Spielplätzen und den kleinen Zubringerwegen klaren Bedürfnissen zugeordnet. Frauen hatten in ihrer Funktion als Schlichterinnen und Erzieherinnen zum Genossenschaftssinn auch hier die Aufgabe, über das Einhalten der spezifizierten Raumnutzung zu wachen. Die Gartenstadt war im Idealfall eine Gemeinschaft «Gleichgesinnter und Gleichgestellter», die hinsichtlich Zusam-

45 ABZ Ar., Ordner Generalversammlung, Prüfberichte und Protokolle 1926–1936, Protokoll der Herbst-Generalversammlung, Samstag, den 17. 11. 1928.

menhalt und Solidarität der Kleinfamilie ähneln sollte. Der übersichtlichen und unberechenbaren Öffentlichkeit der Grossstadt beziehungsweise der erweiterten Familie in der Mietskaserne wurde die Ordnung der Siedlung beziehungsweise des Einfamilienhauses mit seinen klar zugewiesenen und angeeigneten Räumen gegenübergestellt. Der Kampf gegen die Wohnungsnot und für einen Raum jenseits des Kapitalismus ging mit einer Vergemeinschaftung der Siedlungsöffentlichkeit einher. Nicht mehr das Unübersichtliche einer allgemeinen Öffentlichkeit sollte in die Strassen der Siedlung Eingang finden, sondern der Mensch der Zukunft, der in einem überschau- und kontrollierbaren Mikrokosmos zu Genossenschaftlichkeit und Gemeinschaftssinn erzogen worden war.
Frauen spielten in den Ideen der Wohnreformbewegung eine zentrale Rolle, wenn es darum ging, Ordnung in das Wohnungselend und gleichzeitig in das Chaos der Grossstadt zu bringen. Es waren die Frauen, denen die Verantwortung für den richtigen Gebrauch von Räumen übertragen wurde und dies, wie an den Beiträgen Staudingers gezeigt worden ist, auf verschiedenen Ebenen: in der Familienwohnung, in der Genossenschaftsbewegung und in der Wohnsiedlung. Frauen sollten den Anspruch des Wohnungsbaus als Lebensbaus konkret, im Alltag und notabene im architektonisch vorgegebenen Rahmen verwirklichen.